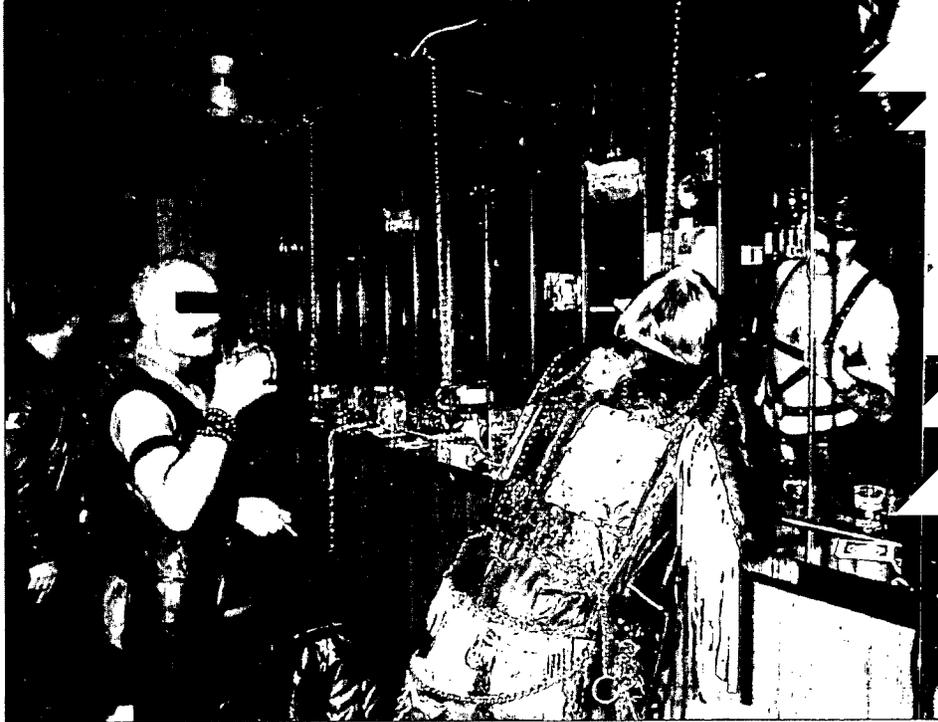


geschieht etwas mit homosexuellen Männern, das mit niemandem sonst passiert?“

Die Männer vom Seuchenzentrum führen nach San Francisco und New York und befragten etwa 30 Aids-Patienten nach ihrem Sexualverhalten, nach Drogengebrauch, Hygiene, Ernährung, Krankheitsgeschichte. Ihr erster Verdacht fiel auf eine Droge, die alle befragten Homosexuellen eingenommen hatten: Amylnitrite, in der Szene als „Poppers“ oder (in Amerika) auch als „Rush“ bekannt.

Mit der Poppers-Theorie gingen die Seuchenfahnder wieder auf die Straße, sie befragten 416 homosexuelle und heterosexuelle Männer, ob, wieviel und wie häufig sie Nitrite schnüffelten. „Manchmal kam ich mir vor wie in einem Fellini-Film“, erinnert sich einer der Forscher, „nach Spanish Harlem hineinspazieren, Drogen kaufen, Badehäuser besuchen.“

In den eineinhalb Jahren seither verlief der Versuch der Epidemiologen von



West-Berliner Homo-Szene: Durchseuchungsgrad erhöht

Die Traurigkeit nimmt zu

Reaktionen der Berliner Homosexuellen-Szene auf Aids

Nur im Gegenlicht werfen die geschwollenen Lymphknoten an Hals und Nacken dunkle Schatten. Dann sehen sie wie eine Kette aus, ganz harmlos auf den ersten Blick. Der Mann zieht den Seidenschal zurecht, der sein Kainszeichen verhüllen soll. Aids gilt nicht als Empfehlung.

In der Berliner Schwulenbar, nachts zwischen zwei und drei, hält er sich mit beiden Händen am Tresen fest. Tanzen? Nein, nein, heute nicht. Es hat schon soviel Kraft gekostet, mal wieder loszugehen. Früher, noch vor einem halben Jahr, war er jede Nacht unterwegs gewesen, jede. Die Szene war sein Zuhause.

Das ist vorbei. Der Mann nimmt Abschied. Er will zurück nach Baden-Württemberg, Mutter wartet schon. Sie will ihn gesund pflegen. Was hat er nur? Was bringt er mit? Es ist die Traurigkeit, denn seine Halskette ist ein Strick – und er weiß das. Seine Mutter ahnt nichts davon.

Aids-Patienten, sagen die Ärzte, geht es wie Krebskranken, nur noch schlechter. Es ist ein langes Siechtum, und die Phasen der Hoffnung fehlen fast gänzlich. Das heimtückische Leiden trifft zudem gerade jene, die über körperliche Attraktivität, Gesundheit und Potenz in besonders reichem Maße verfügten und großzügig damit umgingen: auf der „Liegewiese“ in der Männersauna, im türkisch-römischen Bad, im Whirlpool, im „Ruheraum“ der Bar – überall dort, wo jeder jeden lieben darf, gratis, nur der Lust anheimgegeben.

Berlin, „Gay-Metropole Europas“, wie das Reisebüro „Mantours“ rühmt, wo „über 60 Gay-Bars, Saunen, Cafés und Läden Sie willkommen heißen“ – hier findet „jeder, ob jung, alt, hart oder soft, alles und vor allem: schnell Kontakt“.

Es ist eine eigene Welt, die Subkultur der homosexuellen Männer Berlins, zwanzig-, vielleicht dreißigtausend Glieder stark; von der Bevölkerung toleriert, denn Homos sind höflich und haben Geld; auch von der Polizei gänzlich verschont, wohl aus den gleichen Gründen. Jetzt aber fürchtet man sich vor zweierlei Übeln: der Krankheit Aids, die einzelnen Homos den Tod bringen wird, und – schlimmer noch – vor dem heterosexuellen Echo auf Aids, das allen Homosexuellen die große Freiheit zur Lust von Amts wegen wieder nehmen könnte.

Um den Berliner Nollendorfplatz herum (wo die härteren Gays feiern) und am unteren Ku'damm (Heimstätte der softigeren Männer) wabern die Gerüchte: Schon seien hundert Berliner Homos an Aids erkrankt – es sind rund vierzig; der Senat überlege Quarantänemaßnahmen und das Verbot der promiskuitiven Saunereien. „Auf alle Fälle“, rät im Discoräum von „Tom's Bar“ ein Leder-schwuler, „Hände weg von Negern und Amis!“ Angeblich faßt die keiner mehr an.

Ein paar Straßenecken weiter darf man sich von dunklen Männern aber noch anregen lassen. Gay-Pornos, Hard-

core mit Negern als Solisten, laufen stumm, ohne Anfang, ohne Ende, im Hintergrund der Bar. Das Gespräch dreht sich um Freunde aus Hamburg, die fürs Wochenende erwartet wurden, aber wohl nicht mehr kommen werden: Berlin, hat der eine telefonisch mitgeteilt, sei im Moment einfach zu gefährlich. Nur fünf Wuppertaler fürchten sich nicht. Nach einem 600-Kilometer-Marathon, sicher kein Vergnügen, erreichen sie morgens um drei die Berliner Szene. „Schön, daß ihr da seid“, sagt der Barkeeper.

Offenbar scheidet das Aids-Fieber seine potentiellen Opfer in zwei Fraktionen: Lämmer, die sich fürchten, und Wölfe, die hoffen, daß es sie schon nicht erwischen wird. Die Wölfe sind deutlich in der Mehrzahl. Ist es bei Heteros denn anders? Wer glaubt schon, daß er Lungenkrebs kriegt, nur vom Rauchen? Wer wird Abstinenzler, weil die Leber drückt?

Dennoch ist der Bedarf an Information groß. In der Szene will man endlich genau wissen, was Sache ist. Die „Schwulen Ärzte und Therapeuten“, ein eigener Verein, werden mit Fragen bedrängt. Doch so genau wissen die es selber nicht. Am aufklärenden Flugblatt wird lange herumgedoktert. Es soll die Ängste nehmen, vor allem die irrationalen: vor dem Händedruck, der Aids angeblich schon weiterreicht (er tut es nicht), und der Hepatitis-Schutzimpfung, die Aids ins Blut bringen soll (auch nur ein Aberglaube).

Atlanta, Ausbreitung und Übertragungswege von Aids aufzuspüren oder mindestens einzugrenzen, nach Art eines Krimis – „immer einen Schritt hinter dem Killer her“, so beschrieb es die amerikanische Journalistin Susan West in der Zeitschrift „Science 83“.

Als erste brach die „Poppers“-Hypothese zusammen: Auch eine Kontrollgruppe von nicht an Aids erkrankten Homosexuellen nahm das gefäßerweiternde Stimulans, das den Orgasmus verschönen soll.

Statt dessen gab es seit Herbst 1981 neue Rätsel. Im New Yorker Stadtteil Bronx war ein halbes Dutzend heterosexueller Männer und Frauen an Aids erkrankt – allen war gemeinsam, wie sich herausstellte, daß sie sich Rauschgift in die Venen gespritzt hatten.

Gleichzeitig meldeten Ärzte eines Krankenhauses in Miami (US-Staat Florida), Aids sei auch noch in einer anderen Region zu Hause: Vier Einwanderer aus Haiti waren an der Seuche gestorben. Inzwischen sind noch mehrere Fälle

von Aids unter den Eingeborenen der karibischen Ferieninsel diagnostiziert worden – die Betroffenen leugnen, homosexuelle Kontakte gehabt zu haben.

Daß die Seuchenforscher von Atlanta bis heute nicht zu schlüssigen Ergebnissen kamen, mag auch damit zusammenhängen, daß sie in ihrem Kampf gegen Aids bislang ziemlich allein blieben. Die Gesundheitsbehörden in den amerikanischen Bundesstaaten, das Gesundheitsministerium in Washington, kurzum „die gesamte offiziöse Medizin“ in den USA, so beklagte der Epidemiologe Kevin M. Cahill kürzlich auf einem Aids-Symposium, „verhielt sich bis in die jüngste Zeit auf eine merkwürdige Weise untätig“.

auch bei den christlichen Pfadfindern ausbrechen können.

Theoretisch, soviel ist daran richtig, kann sich ein neu auftauchender Erreger in jeder Bevölkerungsgruppe ausbreiten. Doch zutreffend ist auch: Die Lebensgewohnheiten, vor allem die Sexualpraktiken vieler Homosexueller begünstigen die Ausbreitung der Aids-Krankheit – nicht nur der hohe Homosexuellen-Anteil unter den Erkrankten (72 Prozent) spricht dafür.

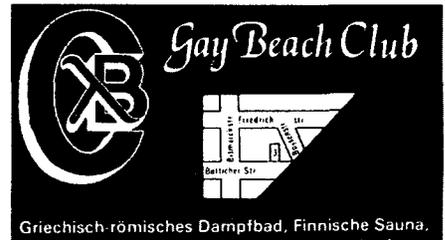
Wenn der Aids-Erreger, wie zu vermuten ist, durch Blut und/oder Körperflüssigkeit weitergegeben wird, dann hat er es unter Homosexuellen besonders gut: Nur weibliche Prostituierte bringen



GAY · CITY · SAUNA
Griechisch-römische und Finnische Sauna,
Solarium, Massage, Restauration und Filmraum



● **Herrentreff**
für jung & alt !



Griechisch-römisches Dampfbad, Finnische Sauna.



DEIN BETT IN BERLIN ?
Wohnen im *club 70 berlin*
Einzelzimmer
mit/ohne Dusche
Doppelzimmer
mit Dusche

Mit grossem Frühstück!
Alle Zimmer mit

Werbung für Homo-Treffpunkte: „Monströser Markt“

Bei der „Legionärskrankheit“, einer zu Anfang gleichfalls rätselhaften Lungeninfektion, hatte es Aufregung im ganzen Land gegeben, ebenso bei der infektiösen Tamponkrankheit der Frauen („Toxic shock syndrom“). Diesmal aber, so Cahill, „waren die Opfer nur Drogensüchtige, arme Haitianer und Homosexuelle – ihr Schicksal schien den Offiziellen wohl nicht so wichtig“.

Dagegen wehren sich die Homosexuellen-Organisationen in den USA, und auch gegen das Stigma, das mit Aids auf ihnen lastet. „Homosexualität ist nicht mehr und nicht weniger gesund als Heterosexualität“, erklärten auch die „Schwulen Ärzte und Therapeuten Berlin e. V.“.

In den Ballungszentren der amerikanischen Homosexuellen – in San Francisco und New York – haben sich zahlreiche „Krisenzentren“ aufgetan, in denen homosexuelle Ärzte ihre verängstigten Gefährten zu beruhigen suchen. Standard-Auskunft: Die Aids-Epidemie hätte

es auf mehr intime (Schleimhaut-)Kontakte.

Bei den Männern, die Männer lieben, ohne Bezahlung, just for fun, kommt der eine rasch zum anderen. So addieren sich die partnerschaftlichen Intim-Kontakte zu beeindruckenden Zahlen.

Während es der deutsche Heterosexuelle durchschnittlich im ganzen Leben nur auf drei bis vier Sexualpartner bringt, schaffen viele Homosexuelle leicht das Hundertfache. Die meisten bislang an Aids Erkrankten gehören zu dieser Gruppe der „Promiskuitiven“. Tausend Intimpartner – tausend verschiedene – innerhalb von drei Jahren gelten den amerikanischen Aids-Ärzten keineswegs als Spitzenleistung. Unter den Patienten sind Männer, die im gleichen Zeitraum dreitausend Partner hatten.

„In den letzten Jahren wird bei uns doch rumgevögelt wie bei den Karnikeln“, berichtet ein homosexueller Student von den Verhältnissen in Deutsch-

Aber nützt es, fragen die Lämmer, sich noch öfter zu waschen, sich zu desinfizieren und desodorieren, wie es Ästheten-Art ist? Oder ist das Ganze nur ein Glücksspiel, wie die Wölfe meinen, eine Sache des „one wrong fuck“?

Daß es die Promiskuität sein soll, die an Leid und Tod Schuld trägt, will niemand glauben. In der Homo-Szene halten das fast alle für ein Gerücht, in repressiver Absicht von Heteros gestreut. Vom Mehrverkehr, dem vielgeliebten, will keiner Abschied nehmen.

Den kreuzbraven Rat zu Monogamie hat der Homo-Szene bislang auch noch niemand angetragen. Selbst das Bundesgesundheitsamt rät auf Flugblättern nur zur Mäßigung, der Begrenzung der Partner auf eine überschaubare Zahl, nicht zur Männertreue oder gar zum Verzicht. Dabei gilt für Aids, streng genommen, daß es zwischen zwei gesunden, monogamen Männern nicht entstehen kann. Zu Aids gehören immer drei. Das ist das ethische Minimum.

Wem die Stunde schlägt, ist ungewiß. Aids trägt nicht die Trompete vor sich her. Viele fürchten sich und tasten nach den Lymphknoten an Leisten und Nacken. Beides zusammen soll beweisend sein, ist es aber nicht. In der „Tropenmedizinischen Beratungsstelle der Landesimpfanstalt Berlin“, wo sich die meisten Kranken sammeln und nur als Nummer, nicht mit Namen registriert werden, herrscht immer stärkerer Andrang. Auch die Traurigkeit nimmt zu.

Sie findet in der Szene, wo das Leben pulst, keinen Raum. Noch begleitet niemand von den alten Freunden die Sterbenden. Es gibt keinen seelischen Beistand und keine Hilfe. Wer Aids hat, der ist wieder ganz allein.